

Veröffentlichung der Freien Universität Berlin [12]

W I L H E L M G R I M M

Akademische Festrede

des Rektors der Freien Universität Berlin

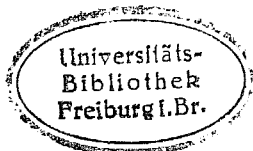
Prof. Dr. phil. Eduard Neumann

im Auditorium Maximum der Freien Universität Berlin

am Mittwoch, dem 4. November 1959

COLLOQUIUM VERLAG BERLIN-DAHLEM

NE. C 260, m 1959 7 1318



Am 16. Dezember 1859 ist Wilhelm Grimm in Berlin gestorben, nachdem er hier achtzehn Jahre lang als Mitglied der Akademie der Wissenschaften und als akademischer Lehrer an der Friedrich-Wilhelms-Universität gewirkt hatte.

Der hundertjährigen Wiederkehr seines Todestages zu gedenken, hielt ich für meine Pflicht, nicht nur als Rektor der Freien Universität, sondern auch als Vertreter des Faches, das er in Zusammenarbeit mit seinem Bruder Jakob Grimm als Wissenschaft begründet hat.

Das soll nicht heißen, daß Sie jetzt von mir ein Lebensbild, eine Werkgeschichte Wilhelm Grimms zu erwarten hätten oder eine Gedenkrede auf ihn. Ich möchte überhaupt nicht so sehr *über* Wilhelm Grimm sprechen, als vielmehr aus seinen Werken und, soweit möglich, mit seinen Worten die tragenden Kräfte und Ideen, die sein Forschen und Lehren in Berlin bestimmt haben, entwickeln. Sie scheinen mir gerade heute und hier bedeutsam zu sein. Dabei werde ich hin und wieder auch auf Äußerungen Jakob Grimms zurückgreifen müssen, der in seiner Gedenkrede auf seinen Bruder mit Recht gesagt hat, daß niemand vom Bruder besser Bescheid zu geben wisse als der Bruder. Eltern und Kinder seien nicht volle Zeitgenossen; Brüder aber hätten zusammen als Kinder gespielt, als Männer gehandelt und nebeneinander gesessen bis ins Alter. Diese Beobachtung Jakob Grimms war eigenster Lebenserfahrung abgelauscht. Denn wie nahe haben Jakob und Wilhelm Grimm

immer zusammengesessen: in den Schuljahren haben sie an einem Tisch gearbeitet, hernach in der Zeit ihres Marburger Jurastudiums standen zwei Arbeitstische und zwei Betten nebeneinander im nämlichen Zimmer, endlich bis zuletzt in ihrer Berliner Zeit ihr Zusammenarbeiten und Zusammenforschen in zwei Zimmern des gleichen Hauses nebeneinander, immer unter einem Dach in menschlicher unangefochten und ungestört beibehaltener Gemeinschaft der Habe und der Bücher. Die Vermutung Jakobs hat sich erfüllt, daß ihre letzten Betten wieder dicht nebeneinander gemacht sein würden: auf dem Matthäi-Friedhof in Berlin haben beide ihre letzte Ruhestätte gefunden, Wilhelm im Jahre 1859, Jakob im Jahre 1863.

Wer in Berlin von Wilhelm Grimm, von Wilhelm Grimm und Berlin sprechen will, der muß zunächst ein Wort sagen über die Göttinger Sieben, zu denen sowohl Wilhelm Grimm wie sein Bruder Jakob gehörten. Denn ohne ihre Teilnahme an der Gewissensentscheidung der Sieben und ohne die sich daraus ergebende Amtsenthebung und Ausweisung aus Göttingen wären die Grimms wohl nie nach Berlin gekommen, vor dem es ihnen ebenso schauderte und graute, wie es sie immer zu ihrer hessischen Heimat hinzog.

Die Göttinger Sieben, deren Wortführer der Historiker DAHLMANN war, zu denen neben den Grimms noch der Physiker Wilhelm WEBER, der Semitist EWALD, der Jurist Eduard ALBRECHT und nicht zuletzt Georg Gottfried GERVINUS zählten, bildeten eine Schar, über deren Arbeit und geistiger, freundschaftlicher Gemeinschaft der einzigartige Zauber geistiger Neuanfänge liegt, des Vorwärtsschreitens aus gleichsam vorwissenschaftlicher Schau in die Strenge und Fruchtbarkeit methodisch neu arbeitender Wissenschaftszweige. Aber nicht deshalb wurde die Geschichte der Sieben fast gleichbedeutend mit einem Mythos der deutschen Universität, wie Rudolf Smend es genannt hat, die damit in das geschichtliche und sittliche Bewußtsein des deutschen Volkes eingegangen ist. Ihre Geschichte behält ihre Gültigkeit für alle deutschen Universitäten, nicht bloß weil sie zu den Grundpfeilern des Geltungsanspruchs der Universitäten gehört, sondern weil diese Sieben, die der Staatsstreich und Verfassungsbruch eines Königs in den November- und Dezembertagen von 1837 zur Entscheidung und zum Handeln zwangen, das ihnen Dienstentlassung und z. T. sogar Landesverweisung einbrachte, eine Mahnung an alle deutschen Professoren bedeuten, wenn immer es um der Freiheit der Wissenschaft willen und ihrer Überzeu-

gung wegen nötig sein sollte, zum Unrecht der Herrschenden entschlossen und opferwillig nein zu sagen.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, im einzelnen auf die Bedeutung der Geschichte der Göttinger Sieben einzugehen. Nur soviel:

Einmal: man sollte aus den Helden dieser Geschichte keine Märtyrer machen; denn sie wurden nicht ins Elend gestürzt, ihr Ungemach war nur vorübergehend. Schon während der Krise hatte ein Leipziger Komitee ihnen alle bisherigen Bezüge bis zu anderweitiger Anstellung gewährleistet, und alle sind später in ehrenvolle akademische Wirksamkeit zurückberufen worden.

Zum anderen: man sollte aus den Göttinger Sieben keine Parteipolitiker machen, wie es infolge der großen politischen Wirkung ihrer Protestaktion zu ihrer Zeit geschah, als der deutsche Liberalismus sich an ihrem „Männerstolz vor Königsthronen“ begeisterte, als das nationale Bewußtsein sich an der Gemeinsamkeit dieses Vorbildes für ganz Deutschland stärkte und das Land aufflammte in der Begeisterung für diese liberale Tat, obgleich die Sieben ausdrücklich erklärten, ihr Protestschritt habe nichts mit Liberalismus zu tun, und obgleich niemand unter ihnen, außer Gervinus, ein Liberaler war.

In der Geschichte der Berliner Universität wird berichtet, daß Friedrich Wilhelm dem Vierten zwar sehr daran gelegen war, die Sympathien der Nation, die den Göttinger Sieben zujubelte, auch für sich zu gewinnen. Aber er wagte es doch nicht, den eigentlichen Führer der Protestaktion, den Historiker Dahlmann, nach Berlin zu berufen, so sehr sich auch dessen Berliner Freunde darum bemühten, allen voran Bettina von Arnim, die ein ganzes Netz von List und Intrigen ausgesonnen hatte, um das Herz des Königs für den Vorkämpfer einer nationalen deutschen Politik zu gewinnen. Dahlmanns Protest erschien dem König zu politisch. Die juristischen Argumente Albrechts konnte man hingehen lassen; aber Dahlmanns Protest schien aufgebaut auf dem politischen Standpunkt des überzeugten Anhängers der konstitutionellen Theorien. Friedrich Wilhelm IV. glaubte, von DAHLMANN um so eher absehen zu dürfen, als er weit mehr daran interessiert war, die Brüder Grimm nach Berlin zu berufen, die nach ihrer Göttinger Amtsenthebung ohne Amt, wenn auch nicht ohne Arbeit in Kassel saßen. In ihrem Protest glaubte der König nichts Politisches, sondern einzig die Stimme des Gewissens zu hören. Es beruhigte ihn, der die Arbeiten der Brüder Grimm von jeher mit warmer Anteilnahme verfolgt hatte, daß sie —

wie man ihm berichtet hatte — dem politischen Treiben abgeneigt und der Gegenwart abgewandt zu sein schienen, daß sie in den Schächten der Vergangenheit nach den Goldschätzen des deutschen Gemütes gruben und — wie Jakob Grimm es selbst gesagt hatte — „mit innerer Freude an den stillen Brunnen des Mittelalters“ tranken.

Diese königliche Antithese in der Beurteilung Dahlmanns und der Brüder Grimm entspricht den Tatsachen nicht, sie verkennet beide Seiten. Denn: auch die politisch begründete Entscheidung Dahlmanns war eine echte Gewissensentscheidung, und die Gewissensentscheidung der Brüder Grimm, auch Wilhelms, war nicht unpolitisch.

Dahlmanns Gewissensentscheidung war die Entscheidung eines Professors, der in dem Schritt der Sieben die Behauptung der tiefsten Wesensvoraussetzung der Universität sah:

„Ist Göttingen dahin gebracht, daß seine Lehrer ihr bestes Teil verleugnen müssen, um die Erlaubnis zu erhalten, ferner fortzulehren, so ist die Stunde der Universität gekommen . . . Wenn die Wissenschaft hier kein Gewissen mehr haben darf, so muß sie sich andere Heimat suchen.“

Wie die Grimms damals dachten und fühlten, wissen wir aus ihren Briefen aus der Kasseler Zeit unmittelbar nach dem Verlassen Göttingens. Gerecht und tapfer zu sein, das war für sie das Fundament aller wahren Politik, und auf diesem Fundament stand auch ihre Göttinger Entscheidung. Es ist wahr, daß die Grimms ihre Deutschlandliebe niemals haben hingeben mögen in die Bande und Fesseln, aus welchen zwei Parteien einander anfeinden; sie trauten — unabhängig von der Schwarzweißmalerei der Parteiensprache — jedem dieser Gegensätze einen größeren oder kleineren Teil Wahrheit zu, ohne es allerdings für möglich zu halten, daß sie in voller Einigung aufgehen könnten. Es ist auch wahr, daß ihnen in den politischen Gesprächen das ewige Einerlei und die andauernde Wiederholung erstarrter Standpunkte unerträglich und geradezu peinlich waren. Aber uninteressiert und weltfern waren sie nicht. „Der Welt bin ich nicht feind und hänge heiß an allem Vaterländischen.“ Das schrieb Jakob Grimm aus der stillen, fast benediktinischen Zurückgezogenheit des neuen Kasseler Arbeitens, die er so liebte. Und fast entsetzt fragt er sich: „Wie taugte ich nun gar in das Geräusch von Berlin? Ich vermöchte dort weder für mich noch für andere etwas auszurichten, das nicht an jedem andern Ort erfreulicher vor sich ginge. Der Himmel helfe und verleihe, daß

Preußen einmal das übrige Deutschland belebe und anfeuere, nicht hemme!“ Kurze Zeit, nachdem die Zeilen geschrieben waren, wurden beide Brüder 1841 als Mitglieder der Akademie der Wissenschaften nach Berlin berufen, und beide nahmen den Ruf an.

Nachdem sie sich einmal für Berlin entschieden hatten, ist die frühere Berlinscheu bald ins Gegenteil umgeschlagen. Denn Berlin gewährte ihnen Stille, Behaglichkeit und wissenschaftliche Hilfsmittel in höherem Grade als das Kassel der ersten, glücklichen vorgöttingischen Zeit. Beide Brüder waren sehr gern in Berlin, und besonders Wilhelm setzte oft Fremden gegenüber die Vorzüge des Berliner Lebens ins hellste Licht. Hier waren sie unabhängig, Herren ihrer ganzen Zeit, frei von allen gesellschaftlichen Verpflichtungen und konnten ganz ihrer Forschung leben. Aber auch in Berlin versanken sie nicht in zeitloser Uninteressiertheit. Gerade von Wilhelm Grimm berichtet sein Sohn Herman, daß er die politischen Dinge mit Aufmerksamkeit verfolgte; wenn die Zeitung kam, legte er sogleich die Feder nieder und las sie genau durch. Und noch in der letzten Nacht, als der Bruder an seinem Sterbebett saß — auch diesen Bericht verdanken wir Hermann Grimm —, sprach Wilhelm in wohlgefügt, ruhig entwickelten Sätzen (zunächst) über sich, was er in seinem Leben gewollt und getan, ging dann von dem Vergangenen auf die Gegenwart über und beurteilte die politische Lage der Dinge in der ihm eigenen beruhigenden und hoffnungsreichen Anschauung.

Wie wenig weltfremd und lebensfern die Grimms dachten, mögen noch die folgenden Ausführungen Jakob Grimms über die Aufgabe der deutschen Universität und der Universitätslehrer beleuchten, die gleichzeitig auch die grundsätzliche Überzeugung Wilhelm Grimms aussprechen: „Die deutschen Hohen Schulen sind höchst reizbar und empfindlich für alles, was im Lande Gutes oder Böses geschieht. Wäre dem anders, sie würden aufhören, ihren Zweck so wie bisher zu erfüllen.“ Der offene Sinn der Jugend erfordere, daß auch die Lehrenden, bei aller Gelegenheit, jede Frage über wichtige Lebens- und Staatsverhältnisse auf ihren reinsten und sittlichsten Gehalt zurückführen und mit redlicher Wahrheit prüfen. Da dürfe es kein Heucheln geben und kein Hintermbergehalten. Lehrer des öffentlichen Rechts und der Politik seien, kraft ihres Amtes, angewiesen, die Grundsätze des öffentlichen Lebens aus dem lautersten Quell ihrer Einsichten und Forschungen zu schöpfen; Lehrer der Geschichte könnten keinen Augenblick verschwei-

gen, welchen Einfluß Verfassung und Regierung auf das Wohl und Wehe der Völker übten, aber auch die Lehrer der Philologie . . . hätten den Einfluß freier oder gestörter Volksentwicklung auf den Gang der Poesie und den innersten Haushalt der Sprachen unmittelbar darzustellen. Diese Grundsätze hat Wilhelm Grimm in seinen Berliner Jahren in Lehre und Forschung besonders ernst genommen.

Wie die Grimms ohne ihre Beteiligung an der Aktion der Göttinger Sieben niemals nach Berlin gekommen wären, so hätten sie ohne das beide auch niemals eines der größten gemeinsamen Werke auf sich genommen, das sie später in Berlin beschäftigen sollte: die Schaffung des Deutschen Wörterbuches. Nur in der Ungewißheit und der ersten finanziellen Hilflosigkeit nach der Vertreibung aus Göttingen, als sie ohne Amt und feste Tätigkeit in Kassel weilten, konnten sie sich — nach kurzem Schwanken und mit vielen Bedenken — zu dieser ihnen eigentlich wesensfremden lexikalischen Arbeit entschließen, die sie bald wie ein Abgrund verschlingen sollte. Aber als sie die Aufgabe einmal übernommen hatten, beseelten sie auch dieses Werk mit ihrem Geist, gewillt, sobald die Arbeit einmal in Gang und Gelingen gekommen sei, jeder noch so ehrenvollen Anstellung zu entsagen und dem Werk alle ihre Kräfte zu widmen.

Über die Ziele und die Idee des Deutschen Wörterbuches hat Wilhelm Grimm (bei den Verhandlungen der Germanisten in Frankfurt am Main im Jahre 1846) Grundlegendes und Programmatisches gesagt. Das Deutsche Wörterbuch sollte nicht auf den bloß praktischen Gebrauch berechnet sein. Es sollte den ganzen bezeichnenden Reichtum des deutschen Wortschatzes vorlegen, eine Schatzkammer deutschen Geistes. Das Deutschlandbild Wilhelm Grimms steht hinter dieser Arbeit: angesichts der Zerrissenheit in die Vielzahl der Stämme und Kleinstaaten ist ihm das Gemeinsame die im Deutschen Wörterbuch historisch zu erfassende deutsche Schriftsprache, die alle deutschen Stämme noch immer verbindet.

Die Ehrfurcht vor dem geschichtlich Gewordenen verbietet ihm dabei jeden schneidenden Eingriff in den Sprachschatz, den die Schriften der Jahrhunderte bewahren, verbietet ihm die einseitig gesetzgeberische, normative Haltung, die Formen und Begriffe starr abgrenzt und die nie rastende Beweglichkeit und Lebendigkeit der Sprache zerstören würde. Nein, im Deutschen Wörterbuch soll die Sprache so dargestellt werden, wie sie sich in den sprachlebendigen Jahrhunderten selbst dar-

gestellt und geoffenbart hat. Es sollte eine Naturgeschichte, eine Lebensgeschichte der Wörter werden. Jedem, der sich das Gefühl für die Sprache rein erhalten hat, sollte das Recht bleiben, den Inhalt eines Wortes zu erweitern oder zu verengen, der Fortbildung sollten keine willkürlichen Grenzen gesetzt werden: der gemeinsame Geist des ganzen Volkes, der sich in einem wahren Dichter am deutlichsten offenbart, würde sie auf rechtem Wege weiterbilden.

Durch eine Reihe ausgewählter Belege versucht das Deutsche Wörterbuch darzutun, welcher Sinn in dem Wort eingeschlossen ist, wie er immer verschieden hervorbricht, anders gerichtet, anders beleuchtet, aber nie völlig erschöpft wird: der volle Gehalt eines Wortes läßt sich durch keine Definition erklären. Zwar hat das Wort eine organische Form, die nicht in die Gewalt des Einzelnen gegeben ist, aber der Geist allein ist es, der das Wort erfüllt und der Form erst Geltung verschafft.

Aber wenn das Deutsche Wörterbuch sich auch der geschichtlichen Umwandlung der Sprache unterwirft, so kann es doch nicht lässig und nachsichtig sein, selbst wenn es gelegentlich dulden mußte, was sich unberechtigt in die Sprache eingedrängt hat. Eben weil es die Freiheit nicht allein, sondern auch die Notwendigkeit anerkennt und das Gesetz will, aber nur das aus der Natur hervorgegangene, so kämpft es gegen die Anmaßung kleiner Geister, die vermeinen, mit ihren geistlosen Einfällen die Sprache nach ihrem Verstand bessern zu dürfen oder sie mit sinnlosen Neubildungen bereichern zu können.

Wie alle Wissenschaft nicht bloß selbstgenügsam die eigenen Forschungsziele begünstigt, so soll auch das Deutsche Wörterbuch den Geist des ganzen Volkes erheben, es soll das ganze Volk auf seinem Wege fördern, insbesondere aber das Gefühl für das echte Leben der Sprache erfrischen. Wilhelm Grimm wird nicht müde, in seinen Berliner Vorlesungen seine Studenten Jahr für Jahr immer wieder dazu aufzufordern, „zu bedenken, daß die deutsche Sprache das schönste Zeugnis von der Tüchtigkeit und Würde des deutschen Volkes in sich schließt“. (Erich Rothacker hat mit Recht den „reinen Ton“ gerühmt, mit dem die Grimms immer vom „deutschen Volk“ sprechen; spätere Publizistik habe solche Reinheit des Tons nie mehr erreicht.) Aus Achtung vor Würde und Rang der Sprache sollen die Studenten ihr Gefühl für die Echtheit und Reinheit und Kraft dieser Sprache stärken und pflegen. Sie sollen sich die allgemeinen, unbestimmten, um den Gedanken herumschlotternden

Redensarten vom Leibe halten. Und er zitiert Luthers Wort von der Sprache als der Scheide, in der das Schwert des Gedankens steckt, und stellt schmerzlich fest, daß man die Scheide abgezogen habe, und nun werde der schlecht bedeckte Stahl vom Dunst gemeiner Rede berührt, er roste und müsse erblinden. Sehr scharf rechnet Wilhelm Grimm mit denen ab, die sich Puristen nennen; sie hätten mehr verdorben als gefördert. Sie übersehen nämlich, daß weder ein Volk noch ein einzelner Mensch für sich selbst abgeschlossen bestehen kann. In der Berührung mit andern entwickeln sich die besten Kräfte, wird man seiner Eigentümlichkeit sich erst bewußt. Und er erinnert an den belebenden Einfluß Shakespeares auf Deutschland, und wie oft sich der deutsche Geist, wenn er verwirrt und versunken war, an dem reinen Muster der Griechen wieder aufgerichtet und gestärkt habe. Wenn das eine Volk bei dem andern Dinge kennenlernt, die es zu Hause nicht findet, Begriffe, die ihm fremd sind, so ist es auch natürlich, daß die fremden Ausdrücke mit herüber kommen.

Sosehr sich Wilhelm Grimm für die Freiheit der Sprache einsetzt, die das Recht hat, sich fremder Wörter zu bedienen, sobald diese allein vollständig auszudrücken vermögen, was man sagen will, so entschieden und ernst verwirft er jede überflüssige Überfremdung unserer Sprache durch einen Wust von fremden, meist aus dem Lateinischen verkrüppelten oder aus dem Französischen herbeigerafften Wörtern oder gar durch das unnötige Hereinzerren philosophischer Schulterminologien in die allgemeine Umgangssprache. „Wenn Geistesarme mit solchen erborgten Lappen ihre Blöße bedecken wollen, so empfindet man nur Mitleid; sie schaden nicht; aber wenn die, welche fähig sind, die Sprache, eines der edelsten Güter eines Volkes, auf eine würdigere Weise zu gebrauchen, so verfahren, so wird man zornig.“ Und (so fragt er) „was ist es für ein Grund, der sie bestimmt, mit diesem Mischmasch die Sprache zu verunreinigen? Mangel an Gefühl von dem Wert und der Würde der Sprache, Gleichgültigkeit gegen das Vaterländische, Schluderhaftigkeit, mitunter auch Hoffart und albernes Vornehmtun.“

Über die Wirkungsmöglichkeiten des Deutschen Wörterbuches hat sich Wilhelm Grimm ganz klare Vorstellungen gebildet:

„Welcher Gewinn daraus entspringen, wieweit seine Zeit dadurch gefördert, ob Reinheit, Adel, Wahrheit, sinnliche Kraft der Sprache wachsen, ob das Gefühl für das gemeinsame Vaterland dadurch zu-

nehmen wird“, das werde abhängen von der geistigen Freiheit und Lebendigkeit der Gegenwart. Es wird auch und gerade abhängen von der geistigen Freiheit und Lebendigkeit unserer Gegenwart.

Ein Leipziger Germanist hat vor kurzem in erregenden Vorträgen und Diskussionen in westdeutschen Städten zu bedenken gegeben, ob denn im geteilten Deutschland die deutsche Sprache wirklich noch das Band der Gemeinsamkeit und gemeinsamer, einigender Besitz sei, ob nicht vielmehr den gemeinsam gebrauchten Wörtern neue und andere Begriffe zugewachsen seien.

Was würde Wilhelm Grimm zu dieser Frage sagen, er, dem die gemeinsame deutsche Sprache das letzte und sicherste Unterpfand der deutschen Einheit bedeutet hat? Was würde er dazu sagen, wenn er sehen müßte, daß in einem Teile Deutschlands die schlichten und die hohen Worte der deutschen Sprache ideologisch umgefärbt, bewußt umgedeutet, begrifflich vergewaltigt und mit ihrem Gegensinn erfüllt werden, so daß etwa das schlichte und, wie wir lange glaubten, eindeutig klare Wort von der „freien Stadt“ hüben und drüben etwas absolut Gegenteiliges aussagt? Wäre für Wilhelm Grimm damit die letzte Hoffnung auf die deutsche Einheit geschwunden, wenn er sehen müßte, daß nun selbst das Verbindende trennt und trennen soll? Ich glaube nicht.

Wilhelm Grimm stellt sich selbst einmal die Frage, ob man ein Wort in seinem logischen Begriff fassen und in einem selbstgemachten, nur logisch gebildeten, jedem andern als dem Erfinder undeutlichen Wort ausdrücken dürfe. Und seine Antwort: „Ein solches Wort geht nicht aus dem natürlichen Kreis der in dem ganzen Volk lebendigen Sprache hervor und ist in sich tot. Die Sprache ist kein Menschenwerk; sie hat eine Seele, die ihr bei ihrer Entstehung verliehen und nicht von einem Menschen eingehaucht ist. Sie entfaltet sich aus einem inneren, geheimnisreichen, nur in seiner geschichtlichen Erscheinung zu erfassenden Trieb, aus einer Naturnotwendigkeit. Sie bildet sich bei denen, aus welchen der Geist unmittelbar redet, aus einem innern Drang weiter, aber sie verschmäht die Gesetzgebung des berechnenden Verstandes, einer bewußten Absicht“, und (können wir im Sinne Wilhelm Grimms hinzufügen) sie verschmäht die gewaltsame Sprachregelung jedes totalitären Regimes, dessen Sprachvergewaltigungen nur solange ein Scheinleben fristen, als sie von der Gewalt in ihrem Maskendasein erhalten werden.

In seiner Berliner Akademierede über Schule, Universität, Akademie hat Jakob Grimm vor genau 110 Jahren gesagt: „Wir Deutschen, denen zu heiß drückender Schmach das ersehnte Recht eines freien Volkes, das seiner ungehemmten Einheit, bisher noch vorenthalten wird, erblicken einem solchen Gebrechen gegenüber zwar geringfügigen, an sich dennoch großen Ersatz oder Trost dafür in dem anerkannten Ruf, daß, was auf Wissenschaft und deren Förderung bezogen werden kann, alles bei uns fast in höherem Grade vorhanden ist, als bei den mächtigsten, einsichtsvollsten Völkern der Gegenwart.“ Wir müßten darüber heute wesentlich bescheidener und vorsichtiger sprechen; die Grimms konnten zu ihrer Zeit ohne Ruhmredigkeit behaupten, daß deutsche Wissenschaft, die neu errungene Literaturhöhe, das untilgbare Gefühl für Sprache und Poesie es gewesen seien, die in Zeiten härtester Trübsal und tiefster Ohnmacht des deutschen Reiches das Volk gestärkt, innerlich angefaßt und erhoben, ja, vor dem sonst unaufhalt-samen Untergang bewahrt haben. Mit Recht konnte Wilhelm Grimm es als Ruhm seiner Wissenschaft, der Germanistik und der deutschen Altertumskunde, bezeichnen, zu einer Zeit entstanden zu sein, da fremde Gewalt auf Deutschland lastete. Für ihn stand beides in innerem Zusammenhang: „Wie die schriftliche Aufzeichnung der überlieferten Poesie, des fortgepflanzten Rechts, wie die Beachtung althergebrachter Sitten erst zu einer Zeit beginnt, wo der Untergang droht, so pflegt das einheimische Altertum erst dann äußerlich Macht und Ansehen zu gewinnen, wenn die Gegenwart von ihrem Zusammenhang mit der Vergangenheit soll abgelöst und die Fäden eigener Entwicklung sollen abgeschnitten werden.“ Mit seiner Wissenschaft wollte Wilhelm Grimm, soweit es bei ihm stand, den Geist stärken, dessen Kraft langsam wächst, dessen Erfolg sicher ist. Und seine Wissenschaft hat ihren Ursprung in dunkelster Zeit niemals verleugnet, sondern stets daran festgehalten, daß Sicherung und Wiederbelebung des Gemeinsamen, des Volkstümlichen und Vaterländischen ihr letztes Ziel sind. Zumal in seinen Berliner Vorlesungen über die mittelhochdeutsche Epik hat sich Wilhelm Grimm bemüht, seine Studenten Semester für Semester so lebendig und wahrhaft, als es in seinen Kräften stand, in den Geist des deutschen Altertums und des deutschen Mittelalters einzuführen. Nicht auf bloße Gelehrsamkeit hatte er es dabei abgesehen; die sei tot, wenn sie nichts als sich selbst suche. Er wollte dazu beitragen, daß seine Studenten lernten, die *Gegenwart auch aus der Ver-*

gangenheit zu erkennen. Er wollte, daß sie die Überzeugung gewännen, daß die Gegenwart sich nicht aus zufälligen Ursachen, sondern notwendig auf jener wurzelkräftigen geschichtlichen Grundlage der Vergangenheit entwickelt hat. Er wollte, daß durch solche Erkenntnis allem Willkürlichen und Ungeschichtlichen in der Behandlung und Betrachtung der Gegenwart gewehrt werde. So wie er es selbst in seiner Marburger Studienzeit von Savigny gelernt hatte: daß der Einzelne und das Einzelne nicht nur in der Breite des Volksganzen wurzeln, sondern auch in der Tiefe seiner geschichtlichen Vergangenheit.

Es war dabei ein Lieblingsgedanke der Grimms, den auch Wilhelm Grimm seinen Berliner Studenten immer erneut einprägte, bei der geschichtlichen Betrachtung und in aller Philologie auf das Geringe und Unbedeutende zu achten und dadurch die Augen dafür zu schulen und zu stärken, im Unscheinbaren den Keim des Wichtigen zu erkennen. *Gegenwartserkenntnis aus Vergangenheitsschau*, geschärfte Gegenwartserkenntnis aus vertiefter Vergangenheitsschau — das war sein Ziel. Aber es sollte eine Vergangenheitsschau sein, die nicht wohlgefälliger Selbstbespiegelung des Heutigen dienen sollte, sondern seiner Stärkung und Befruchtung aus quellfrisch erkannter Vergangenheit.

Es war kein leichter Weg, den er seine Schüler zu diesem Ziele führte: erst mußten die Steine hinweggeschafft werden, die gleichgültiger Unverstand auf den Wurzelboden der Geschichte geworfen hatte. Das konnte nicht mit einem ungefähren Verständnis, mit halbem Erraten und unruhigem Hinwegeilen gelingen, sondern nur durch ein genaues, nichts Einzelnes und keine Kleinigkeit verschmähendes Verstehen der alten Texte. Wilhelm Grimms Weg war der streng philologische, und er hat seine Studenten beruhigt, nicht zu befürchten, daß bei der philologischen Kleinarbeit der Geist abhanden komme: wer ihn wirklich besitze, dem gehe er darüber nicht verloren. Auch dem Bildhauer trete erst aus mühevoller Arbeit, nach unzähligen Meißelschlägen das reine Bild hervor. Strenge Philologie ist ihm immer nur Mittel, wenn auch ein ausgezeichnetes und edeles, den längst in den Strom der Zeit versenkten Geist eines Volkes wiederzuerkennen und anschaulich zu machen. Mit dieser Philologie und der Andacht zum Kleinen geht er selbst an die Epen des deutschen Mittelalters heran, führt er seine Studenten vor allem an *die* Epen, die ihm aus dem Wesen eines ganzen deutschen Volkes unmittelbar hervorgegangen erscheinen und dessen lebensvolles Bild in reinem Spiegel zeigen. Ja, er glaubt sie mit tausend

Fäden, oft leicht erkennbar, oft nur dem schärfer blickenden Auge sichtbar, in unsere Gegenwart verwebt. Das sei der Grund, weshalb jedes Volk, das ein tieferes Gemüt empfangen habe (und dieses Gemüt sei einer der schönsten Züge in der Natur des deutschen Volkes), das Altertum, seine geschichtliche und geistige Vergangenheit als einen Bestandteil seiner selbst, als einen Bestandteil seiner frischesten Gegenwart erkannt und geehrt habe. Wer jene Fäden zerschneide, wer die Gegenwart, deren volles Recht er anerkennt, bloß mit dem heutigen Tage beginne, mit jedem Abend sie endige, der gleiche in seiner atemlosen Hast dem Unglücklichen, der ohne Heimat umherirrt, keine Stätte findet, wo er niedersitzen kann, und an dem Leben in Wahrheit und Liebe nicht teilnimmt.

Ich schließe mit einer kurzen Interpretation eines Satzes von Jakob Grimm aus seiner Schrift über seine Göttinger Entlassung. Es sind die Worte, die man immer wieder herangezogen hat, um die Grimms als angeblich weltfremde, zeitabgewandte Gelehrte politisch zu verharmlosen, die schönen Worte von ihrer „inneren Freude an den stillen Brunnen des Mittelalters“. Man hat diese Worte aus ihrem Zusammenhang herausgerissen, und der Zusammenhang zeigt gerade, daß sie hineingehören in eine Auseinandersetzung mit den politischen Parteien ihrer Zeit, zuletzt mit liberaler Mittelalter-Verachtung und mit der romantisierenden Mittelalter-Sehnsucht der Konservativen. Diesen Politikern sagt Jakob Grimm (und er sagt es für seinen Bruder Wilhelm mit):

„Ich darf hier ein Wort mitsprechen, der ich gerade mein Leben an die Untersuchung unseres Mittelalters setzte.

Ich habe mit innerer Freude getrunken an seinen stillen Brunnen, die mir kein Sumpf schienen; in die rauhen Wälder unserer Vorfahren suchte ich einzudringen, ihrer edlen Sprache und reinen Sage lauschend ...“

Und dann wendet er sich direkt an die Politiker seiner Tage:

„Ihr habt oft wenig gewußt von diesen Dingen, ihr konntet euch Waffen holen aus meinen Büchern, wenn ihr, nach eurem Zweck, die Gegenwart durch die Vergangenheit herabwürdigen oder bestätigen, wenn ihr dem König, dem Volk, der Kirche bald geben, bald nehmen wolltet.“

Die Grimms wissen um die auch politische Bedeutung ihrer Arbeiten; aber ihnen geht es nicht um die politische Auswertung im politischen

Tageskampf, sondern um den weiteren Ausbau ihrer Forschungen. Sie wissen, daß man sie deshalb als weltferne, gegenwartsfremde Vergangenheitsträumer verkennen kann. Darum stellen sie klar:

„Schriftsteller, die sich einem verlassenen Feld widmen, pflegen ihm Vorliebe zuzuwenden; ich hoffe, wer meine Arbeiten näher kennt, daß er mir keine Art Geringshaltung des großen Rechts, welches der waltenden Gegenwart über unsere Sprache, Poesie, Rechte und Einrichtungen gebührt, nachweisen könne.“

Bei aller Achtung für das Mittelalter, bei aller Liebe dazu und bei aller Vorliebe für die deutsche Vergangenheit lag es ihm wie seinem Bruder Wilhelm fern, diese Vergangenheit in der Gegenwart wiedererstehen zu lassen. Wilhelm Grimm hat sich aufs schärfste gegen solche Wiederbelebungsversuche, etwa der nordischen Mythologie, gewandt, wie sie zu seiner Zeit und später wieder einmal als Weltanschauungsersatz propagiert wurden. Darum schließt Jakob Grimm seinen Gedankengang mit den Worten:

„Denn selbst wo wir sonst besser waren (er meint die Deutschen der Vergangenheit), selbst wo wir sonst besser waren, müssen wir heute so sein, wie wir sind.“

Literaturnachweise

- Jakob Grimm, Kleinere Schriften, Bd. 1 und 2
Wilhelm Grimm, Kleinere Schriften, Bd. 1—4
Max Lenz, Geschichte der Universität Berlin, Bd. II,2 (Halle 1918)
Rudolf Smend, Die Göttinger Sieben (Göttingen 1951)
Erich Rothacker, Savigny, Grimm, Ranke. Ein Beitrag zur Frage nach dem Zusammenhang der Historischen Schule. Historische Zeitschrift 128/1923